

CARNIOLIA.

ZEITSCHRIFT

für Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordeſch.

VI. JAHRGANG.

N^o 104.

Freitag am 27. Dezember

1844.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, jedes Mal ein halber Bogen, und allmonatlich ein in Wien von Meisterhand in Kupfer gestochenes kolorirtes Costumebild, illyrische Volks-trachten in Doppelfigur enthaltend, in Großquart. Der Preis des Blattes ist in Laibach ganzjährig 6, halbjährig 3 fl. Durch die k. k. Post unter Couvert portofrei ganzjährig 8, halbjährig 4 fl. C. M., und wird halbjährig vorausbezahlt. Alle k. k. Postämter nehmen Pränumeration an. In Laibach pränumerirt man in der Buchhandlung des Herrn Georg Lercher am Hauptplatze.

Traum und Liebe.

Difton.

Der Gott der Träume stand an meiner Seite

Als jüngst der Schlummer mir das Auge schloß,
Und in mein Herz den Nektar süßer Freude
Aus seinem heil'gen Friedensbecher goß.

D'rauf kam die Lieb' und grollte mit dem Traume:
»Was linderst du des Schlafers herben Schmerz,
Wenn ich, weil er gepflückt von meinem Baume,
Der Neue Qualen sende in sein Herz?»

Er soll die Schuld mit bittr'n Thränen zahlen,
Kein Strahl erhelle seine Leidensnacht,
Als Dpfer ist er mir anheingefallen —
Was greiffst du störend ein in meine Macht?!

D'rauf sprach der Gott des Traumes zu der Liebe:
»Nicht deine Macht zu hemmen ist mein Ziel!
Ein höh'rer Geist wies mich in's Weltgetriebe
Zum Troste in der Leiden Wechselspiel; —

Und reich beglückt von jenes Geistes Gnaden
Will ich dem göttlichen Beruf mich weihn. —
Du hast mit Weh des Dulders Herz beladen,
Ich aber will sein guter Engel sein!«

Moriz Siegerist.

Das rothe Tuch.

Novellette von Leopold Kordeſch.



ehn Uhr war vorüber. Lottchen, das fünfjährige, muntere Kind des Normalſchullehrers Winter, stand bereits längere Zeit auf der obersten Treppe eines finstern, vierstöckigen Hauses, freundlich lauschend, ob sie nicht bald des geliebten Vaters Tritte vernehme, der um diese Zeit nach Hause zu kommen, etwas Suppe zu nehmen und sich dann wieder in seinem mühsamen Berufe zu entfernen pflegte. Es that dem geplagten Schulmanne, der die Zeit außer der Schulstube zu Lectionengeben verwenden mußte, unendlich wohl, wenn ihm bei seiner jedesmaligen Heimkehr sein jüngstes Kind,

sein liebes Lottchen, schon auf der Treppe jubelnd entgegenprang und nach einem herzlichen Kusse neugierig heischte, ob Väterchen wohl etwas mitgebracht, weshalb denn auch die nette Kleine um die besagte Stunde regelmäßig Schildwache stand und die Tritte des Vaters vor allen unterschied.

»Nun, kleine Maus, kommt denn der Vater heute noch nicht?« fragte eine Stimme aus der nahen Küche.

»Ach nein, liebes Mütterchen! ich höre jetzt zwar wohl Tritte, aber das wird die Betty sein,« antwortete die Kleine traurig. Und es war so. Betty, Winter's älteste Tochter, etwa 12 Jahre alt, kam mit freudigglühenden Augen die Treppe heraufgesprungen, einen zusammengerollten Paß unter dem Armchen, und rief nach der Mutter. Als diese in die Stube trat, hatte das Mädchen bereits ein herrliches, rothes Damenumschlagtuch mit überreicher, prächtiger Bordure von Gelb, Weiß und Grün am Bette ausgebreitet und klopfte freudig in die Hände. »O Mütterchen,« sprach sie voll kindlicher Liebe und Naivetät, »wie wird dieser schöne Shawl dir stehen! — ich habe ihn gefunden, ja gefunden in der Rosenstraße und schenke ihn dir.«

Erstaunt betrachtete die Frau das Tuch von allen Seiten. Es war ein wahres Prachtstück, dergleichen die arme Lehrersgattin in ihrem ganzen Leben nicht gesehen hatte und es mochte wohl mehrere hundert Thaler werth sein. »Du Glückskind, sieh nur ein Mal! also gefunden hast du den Shawl — erzähle doch, erzähle!« sagte sie, die Augen noch immer mit Entzücken heftend auf den seltenen Fund.

»Gerne, liebe Mutter; sieh, ich trat eben aus der Nähſchule heraus, die ich leider immer eine halbe Stunde früher verlassen muß, um dir zu helfen, und ging querüber in die Rosenstraße. Sie war ganz menschenleer, weil Alles vor das Thor hinaus gezogen ist, um das neu ankommende fremde Regiment zu bewillkommen, wenigstens ich sah in dem Augenblicke keinen Fußgeher, nur ein sehr schöner, glänzender Wagen mit hintenstehenden Bedienten fuhr die Gasse hinab. Da erblicke ich mitten am Wege etwas No-

thes liegen. Ich nehme es auf, sehe mich nach allen Seiten um, doch von den Wenigen, die bald darauf vorüber gehen, kümmert sich Niemand um mich und meinen Fund, ob ich schon recht lange an der Ecke stand und wartete. Da dachte ich: Wer nicht fragt, dem gehört das Tuch auch nicht, und brachte es, wie du siehst, nach Hause.“

„Recht, mein Kind, der wahre Eigenthümer wird sich schon in der Zeitung melden, oder sonst auf eine Art,“ sagte die Mutter und konnte sich nicht enthalten, den Shawl umzunehmen und in einem Anfluge von verzeihlicher Eitelkeit vor einen halbblinden Wandspiegel zu treten, der ober dem Kasten hing. „Ei, wie ist doch die Mutter schön, wie ist sie schön!“ jubelten die Kleinen in kindlicher Freude, die sie noch nie in solchem Staate gesehen. Wie sie nun im Spiegel den Glanz und die herrlichen Farben des Stoffes erblickte, beschlich sie plötzlich der Gedanke: Wie, wenn ich das Tuch behielte? — Es wäre uns geholfen. Ich könnte und dürfte es zwar nie umnehmen — ach, wer das tragen dürfte! — aber doch veräußern, und wir sind gerade jetzt in der größten Klemme — denn, Miethzins — Apotheke — doch pfui! ist es nicht fremdes Eigenthum? Nimmermehr! Mein Gott, du wirst mir gnädig einen Gedanken vergeben, den ich ohnehin nie ausgeführt haben würde! — Schnell nahm sie das Tuch vom Nacken. „Lege es fein sachte in die obere Lade, Betty, aber schlage es früher sauber zusammen!“ befahl sie dem größern Mädchen und entfernte sich in die Küche.

Die Kleinen spielten nun friedlich, die Mutter ging ab und zu, und so rückte endlich der Mittag heran, wo der Vater zum Essen kommen mußte. Von seiner Frau im Vorbeigehen durch ein Paar abgerissene Worte von dem Funde unterrichtet, trat Winter ein, nahm seinen Liebling, das entgegenpringende, kleine Mädchen auf und küßte es. Seine Miene war jedoch trüb, sein sonst klarer Blick traurig und wehmüthig. „Liebe Louise,“ sprach er bekümmert zu seiner eintretenden Gattin, „du hast wohl mit der Suppe auf mich gewartet, allein dieser Bescheid hier hat sie mir bitter versalzen. Ich bin solenniter abgewiesen und die Professorsstelle der mathematischen Lehrkanzel, die ich mir so gewiß als mein dachte — sie ist bereits verliehen. — In Gottes Namen!“ — Als der Kanzleibote gerade vor dem Steinfeld'schen Hause mir begegnete und mit trübem Gesichte mir dieses Papier übergab — Gott weiß es, da litt es mich nicht zwischen den Mauern. Ich eilte, aller Lectionen vergessend, auf den Wall hinaus, um mich zu zerstreuen, ob es mir aber gelungen, möchte ich fast bezweifeln.“

Die Augen Louise's füllten sich mit Thränen. „Der Himmel prüft die Seinen oft schwer, sehr schwer,“ sagte sie tief aufathmend, „indef, guter Adolph, werden deine Kennnisse doch endlich die verdiente Anerkennung finden, zweifle nicht!“ dabei öffnete sie die Kastenlade und nahm das fremde Tuch heraus. „Das ist der Fund von heute Morgen, den unsere Betty in der Rosenstraße machte. Es ist, wie du siehst, ein Damenschawl, ein kostbares Stück, und mag wohl viel werth sein —“

„Nicht mehr, als unsere Ehrlichkeit,“ ergänzte Winter schnell, den Reichthum des Tuches prüfend und betrachtend. Plötzlich schien ein lichter Gedanke in ihm aufzudämmern, seine umwölkte Stirne wurde heiterer. „Dieser Shawl kann nur einer sehr hochgestellten, einer der höchsten Damen unserer Residenz angehören; er ist von großem Werthe und man wird für den Finder einen angemessenen Preis aussetzen — siehst du nicht, liebes Weib, sichtbar den Finger der Vorsehung? Nicht Geld ist es allein, womit uns jetzt vielleicht geholfen werden kann, jetzt in unserm größten Jammer.“ Mit fröhlichem Herzen setzte sich die kleine Familie des Lehrers zum frugalen Mahle und es wurde beschlossen, den künftigen Tag abzuwarten, wo die Affichen ohne Zweifel den Ort bestimmen würden, wohin der Shawl abzuliefern sei.

Des andern Morgens war der Lehrer Winter schon frühe ausgegangen, um an den Straßenecken die polizeiliche Anzeige in Betreff des verlorenen Tuches zu erspähen. Er brauchte nicht weit zu gehen. An einem der nächsten Häuser stand angeklebt:

„Verlorener Shawl.“

„Gestern um die zehnte Vormittagsstunde ging in der Rosenstraße ein großer, werthvoller Damenschawl von hochrother Farbe mit breiter, reicher Bordure verloren. Dem redlichen Finder, der das Tuch im Polizei-Hauptbureau abgeben wolle, werden 5 Thaler zugesichert und sogleich nach Uebergabe dortselbst ausbezahlt.“

Kopfschüttelnd kam Winter nach Hause. „Stellst euch vor, meine Lieben,“ begann er, „in der Anzeige, die ich so eben gelesen, werden dem redlichen Finder nur fünf Thaler zuerkannt. In der That, der Eigenthümer des Shawls muß dem Finder sehr viel Redlichkeit zutrauen, und bei Gott! dies Mal soll er sich auch nicht getäuscht haben, ob schon ich ihm in einem zweiten Falle nicht rathen möchte, bei jedem Finder diese Eigenschaft so dreist vorauszusetzen.“

„Fünf Thaler nur?“ wiederholte die Frau wehmüthig lächelnd; „je nun, in des Himmels Namen! Ach, mir fällt da etwas ein — fünf Thaler! — ja, nicht anders — irgendwo ein armer Dienstoffte muß das kostbare Tuch verloren haben, nur ein Dienstoffte, sonst wäre der Finderlohn verdreifacht, oder noch größer. Das arme Ding, eine Zofe oder so etwas, hat vielleicht den Sparpfenning, den letzten Heller gar, für den Finder bestimmt! — Weißt du was, lieber Mann, ich bitte dich, trage den Shawl auf das Bureau, und zwar sogleich, aber nimm nichts, hörst du, gar nichts — Gott wird uns deshalb nicht verderben lassen.“ —

„Braves, braves Weib!“ sprach mit einer Thräne im Auge der Lehrer Winter und umarmte seine Frau herzlich; „ja, so dachte ich längst, so war es auch längst beschlossen, aber daß du auch meiner Meinung bist, jetzt in dieser Lage, in diesem Jammer, das, wahrlich, das macht dir Ehre und mich stolz; es erfüllt mich mit einem Muth,

den ich nie in mir geahnt. Ja, ich will hingehen, sogleich hingehen, und thun, wie es sich ziemt und wie es recht ist.“ Er küßte gerührt seine Kleinen, reichte seiner biedern Frau die Hand und wanderte mit dem werthvollen Funde nach dem Orte seiner Bestimmung.

Angelangt im Bureau des Polizeirathes wurde er sogleich vorgelassen. Leutselig trat ihm ein alter, ehrwürdiger Herr entgegen. Nach dem gewöhnlichen Höflichkeitsceremoniell überreichte Winter das Paquet, worin das Tuch gewickelt lag. „Meine kleine Tochter, Herr Polizeirath, war gestern die glückliche Finderin des als verloren angezeigten Shawls — hier bringe ich ihn unverfehrt zurück.“

„Schön, recht schön! — Wollen Sie Platz nehmen und mir gefällig Einiges beantworten,“ bat der alte Herr. Man setzte sich.

„Geben Sie mir Ihren Namen, Charakter, ihre Familie und Wohnung genau an, ich bitte darum.“

„Wozu das, Herr Polizeirath? Ich verzichte freiwillig auf den ausgesetzten Finderlohn. Es ist einleuchtend, daß dieses Tuch demjenigen, der es verloren, nicht angehört haben kann; ich werde vielleicht nicht irren, wenn ich sage, es sei ein armes Dienstmädchen, dem das Unglück passirte, und obshon ich, aufrichtig gesagt, nichts weniger, als in glänzenden Umständen lebe — ich erlasse dem armen Dinge gerne seine vielleicht einzigen fünf Thaler als Entschädigung für die ausgestandene Angst.“

(Beschluß folgt.)

Der betrogene Gauner.

Humoreske von Bernhard Thomschitsch.

(Beschluß.)

Zwei Tage darauf war in den wirthschaftlichen Hallen, wo wir drei arme Brüder der gänzlichen Verzweiflung sich hingeben sahen, der Schauplatz einer rührenden Scene. Der Onkel hatte seinen Nefsen gefunden. Sie lagen sich in den Armen und konnten lange kein Wort sprechen.

„O, wie reich bin ich!“ lachte endlich der Onkel.

„Reich?“ stammelte der Nefse, und sank auf ein Knie nieder. „O, so bezahlen Sie diesem unbarmerzigen Wirthe seine Forderung! — Meine Ersparnisse reichten nur bis hierher aus.“

„Gern will ich Alles für dich thun, was ich kann. Was beträgt der Wettel? — Zwar — du hast es dir wohl schmecken lassen! — Aber das macht nichts; es soll schon anders werden.“

Großmüthig bezahlte er die Zechе seines Nefsen und gleich darauf rasselte der Wagen lustig davon.

„Deine Abenteuer, die du mir so eben erzähltest, lieber Carl,“ sprach nach einer herrlichen Tafel der Onkel zu ihm, „haben mich durch und durch erschüttert. Aber du bist endlich in den Hafen der Ruhe eingelaufen. Warum soll ich dir meine Absicht verhehlen? — Josephine, meine an Kindes Statt angenommene Tochter, ist trotz ihres Unfalles zu einer blühenden Jungfrau herangewachsen.

Schönheit ist ihr Erbtheil, edel ihr Herz. — Sprich! willst du ihr die Hand reichen, damit wir in unserm Alter eine Stütze haben an Euch?“

Carl küßte dem Onkel die Hand und sah mit einem seelenvollen Blicke Josephine an, die umsonst ihre brennenden Wangen zu verbergen suchte.

„O, wie überglücklich machen Sie mich! Sie sind mein zweiter Vater!“

Mit jedem Tage drang Carl in den Onkel, sein Glück zu beschleunigen. Wie freute sich der Alte an der Harmonie der jungen Seelen! — Der Tag der Vereinigung wurde bestimmt. Carl führte die geliebte Josephine zum Altare. —

Er beschied seine beiden Freunde zum Ehrentage. — O, wie sie den Glücklichen beneideten! — Mehr als ein Mal führte sie der Teufel des Neides in Versuchung, ihn zu verrathen. Doch, was würde das geholfen haben? Er war nun doch Josephinen's Gatte. Und welche Macht auf Erden hätte ihm den Engel streitig machen können? —

Nach einer glänzenden Tafel wurde gespielt. Carl spielte auch; er verlor eine Summe nach der andern, die ihm der Onkel gab.

„Noch 20 Gulden!“ bat Carl; „dies Mal muß das Blatt zu meinem Vortheile fallen.“

„Ich erstaune, Carl! — über einige Tage muß ich Pacht zahlen —“

„Pacht zahlen!!!“

Carl fiel aus seinem Himmel.

Aber das war noch nicht Alles.

Abends kamen Musikanten. Der verstörte Carl reichte seiner Braut die Hand, den Tanz zu eröffnen.

Josephine aber weigerte sich, zu tanzen.

„Nun — —?“ sprach Carl. Allgemeine Stille herrschte im Salon und Aller Augen waren auf das Brautpaar gerichtet.

Der Onkel führte seinen Nefsen in eine Fenstervertiefung und flüsterte ihm in das Ohr: „Bist du toll? Hast du vergessen, daß Josephinen's Fuß nach ihrem unglücklichen Falle amputirt werden mußte?“ —

„Amputirt!!!“ lachte Carl.

„Daß ihr ein Mechaniker mit vieler Kunst ein hölzernes Bein mit Stahlfedern verfertigte?“

„Ein hölzernes Bein mit Stahlfedern?“ —

„Nun, das Alles muß dir ja bekannt sein!“

„Nicht im Geringsten! — Denn wissen Sie, daß ich nichts weniger bin, als — Ihr Nefse.“

„Du nicht mein Nefse!!!“

„Daß mich nur der Gedanke hierher lockte, Sie wären reich, und die Hoffnung, Sie zu beerben!“ —

Herr Seifried machte Lärm und wollte den Betrüger bei der Gurgel fassen. Ehe ihm jedoch dieses gelang, erreichte der Elende die Thüre und kam nicht wieder.

Ihm nach stürzten seine saubern Mitgenossen.

Der wahre Nefse traf in Kürze darauf ein. — Die unglückliche Josephine verlebte ihre Tage in einem Kloster.

Feuilleton des Mannigfaltigen.

(Romatisches.) Einem Bischofe schrieb ein Bekannter vom Lande, er möchte ihm einen Hut kaufen, hatte aber vergessen, das Maß anzugeben. Als ein Freund den Wiking darauf aufmerksam machte, erwiderte dieser: »Das ist ganz unnötig; ich sehe ja aus seinem Briefe, wie klein sein Kopf ist.«

(Marciß Maithal) in Graz hat zwei Theaterstücke vollendet. Sie heißen: »Prüfungen«, Drama in 3 Akten, und: »Ein Rendezvous, oder: Zwei Diebe wider Willen«, Lustspiel in einem Akte, und werden dem Vernehmen nach in Graz zur Aufführung kommen. Der wahre Name des Verfassers ist Johann Schuller.

(Gegenseitige Offenherzigkeit.) Ein sehr rechtschaffener Mann warb um die Hand eines Mädchens, sagte aber zugleich: »Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß ich außer meinem guten Einkommen kein Vermögen besitze, und daß ein Unfel von mir hingerichtet wurde.« — Scherzend erwiderte die Braut: »»Ich besitze ebenfalls kein Vermögen und habe nicht einmal ein Einkommen; und wenn noch keiner meiner Verwandten hingerichtet wurde, so habe ich deren mehrere, die dies verdienen.««

(Gemeinnütziges.) Um zu erkennen, ob die Leinwand mit Baumwolle gemischt ist, schreibt die »Theaterzeitung,« läßt man mittelst einer Feder einen Tropfen Tinte darauf fallen. Wenn der Tintentropfen sich in zwei entgegengesetzten Richtungen ausbreitet, so ist die Leinwand mit Baumwolle gemischt; breitet sich der Tropfen hingegen nach allen Seiten gleichmäßig aus, so ist die Leinwand echt und unvermischt. Auf zu stark appetitirter Leinwand läuft die Tinte gar nicht auseinander, man muß daher die Appretur entfernen, bevor man den Stoff der Probe unterzieht.

(Respekt vor den Altenburger Hofentaschen.) In eine bekannte Conditorei zu Leipzig kamen vor einigen Tagen zwei Altenburger Bauern, eine Tasse Kaffee zu trinken. Der Schweizer und die anwesenden Gäste musterten lächelnd die Bauern und ihre Tracht. Beim Bezahlen fragte der eine Bauer den Schweizer, ob er sich wohl für zwei Thaler von dem Gebäcke da auf der Tafel einstecken könne, so viel in seine beiden Hofentaschen ginge. »Ja, o ja!« erwiderte der Conditior schmunzelnd. Der Bauer steckte nun ein Stück nach dem andern in die Hofentasche, die Tafel wurde immer leerer, dabei aber die Nase des Conditiors immer länger, und als der Bauer seine zwei Thaler bezahlte, da war die Tafel abgeräumt und der Conditior überzeugt, daß der Bauer für ungefähr zwölf Thaler Waare in der Tasche hatte.

(Eigenthümliche Sitte.) Der Engländer Warburton erzählt in einem neu erschienenen Werke über das Morgenland, daß der König in einem an Abyssinien angrenzenden Lande, Namens Bahr, sobald er mit der königlichen Würde bekleidet ist, sich auf eine Insel zurückzieht und nie wieder vor den Augen der Menschen sichtbar wird, als ein Mal, wenn nämlich seine Minister zu ihm gehen, um ihn zu — erwürgen; denn erwürgt muß er werden, da man es für unschicklich hält, daß der stolze Monarch eines natürlichen Todes sterbe, wie die übrigen gemeinen Menschen.

(Wirkung des Camphers auf Blumen.) Wenn man das Wasser, worin man abgeschnittene Blumen aufbewahrt, mit einer Campher-Auflösung vermischt, so halten sich die Blumen nicht nur länger, als im reinen Wasser, selbst wenn man dieses öfter wechselt, sondern sie blühen beinahe schöner und kräftiger, als auf dem Stiele.

(Wie man Arme zu behandeln hat.) Der »Punch,« eine Zeitschrift Londons, gibt Menschenfreunden und Armenpflegern folgende ironische Verhaltensregeln bei den Besuchen, die sie ihren Pflegebefohlenen abzustatten haben: »Wenn ihr bei einem Armen eingetreten seid, so thut, als wäret ihr in eurem eigenen Hause und seht euch, ohne euch erst dazu auffordern zu lassen; behaltet auch hübsch den Hut auf dem Kopfe. — Den Mann redet ihr mit einem »mein guter Freund!«, die Frau mit »gute Frau!« an; doch kann das gute und die gute auch allenfalls wegleiben. Wenn ihr Platz genommen habt, so erkundigt euch auf's Genaueste nach allen ökonomischen Dingen, z. B. ob man den Zucker mit 6 oder 7 Pence bezahle, vom Rauch- oder Schnupftabak Gebrauch mache, oder zu Zeiten gar Bier oder Branntwein trinke. In einem und dem andern Falle ist den Leuten ein tüchtiger Text zu lesen. Erkundigt euch ferner, wenn sie aufstehen, wenn sie zu Bette gehen, und zu welchen Stunden sie frühstücken, zu Mittag und Abend essen, laßt euch alle Risten und Rasten, alle Pfannen und Töpfe zeigen und spart ja eure Bemerkungen nicht, wenn ihr irgend etwas auszusagen findet. Ist Alles, was ihr gesagt und gefragt habt, mit schuldiger Demuth ange-

nommen und beantwortet worden, dann seid großmüthig und weist den Dürftigen und Verschmachtenden eine Unterstützung von — sechs Hellern an.«

Literarisches.

Der Name des Herrn Dr. Rudolph Puff, k. k. Professors zu Marburg, hat auch in Laibach wie in Krain überhaupt einen bekannten und eben so guten Klang, wie in Steiermark, dem Lande seines Aufenthaltes, und in ganz Oesterreich. Im In- und Auslande sind die Produkte seiner Feder sehr günstig aufgenommen und beurtheilt worden, und schon die Aufsätze allein, die er als ein immer treuer Mitarbeiter in unsere Zeitschrift *Carniola* geliefert hat, sind ihm für unsere Provinz eben so viele freundliche Empfehlungsbriefe. Deshalb machen wir unsere verehrten Leser aufmerksam auf den fortgesetzten Ciclus der belletristisch-historischen Schriften dieses wackern vaterländischen Schriftstellers, Topographen und Historikers, die er, aufgefordert von seinen zahlreichen gebildeten Freunden, von nun an ununterbrochen dergestalt folgen lassen will, das jährlich ein Band seiner gesammelten Werke erscheint, wofür aber erst nach Erhalt desselben der unabänderliche Subscriptionspreis von 40 kr. C. M. zu erlegen kommt. Indem wir zur Subscription auf die Schriften dieses bekannten und beliebten Autors hiermit einladen, bemerken wir zugleich, das eine Liste zu diesem Behufe in der Wohnung des Gefertigten (St. Jakobsplass Nro. 104, 2. Stock) bis Ende Säuner 1845 aufliegen werde.

Leopold Kordeck.

Drei Zeitschriften.

(Mit ganz neuen Kunstbeilagen und ohne Preiserhöhung.)

1. »Der Spiegel.« Zeitschrift für Kunst, Eleganz und Mode. — Vom Jahre 1845 angefangen erscheinen außer den vielen prachtvoll gestochenen Modebildern und sonstigen Kunstbeilagen noch überdies ausgeschnittene, bewegliche Mode-Figurinen (*Costumes découpées et mobiles*), welche bis jetzt kein anderes Journal außer Paris lieferte.

2. »Der Schmetterling«, ein Flug- und Ergänzungsblatt für Novellistik, Theater-Literatur &c.

3. »Bester Handlungszeitung«, mit Artikeln über Handel, Industrie, Oekonomie, Statistik &c., und zwar im gleichen Formate, wie der »Spiegel«.

Mit den ersten Nummern des Jahres 1845. erscheinen auf ein Mal als Neujahrs-geschenk sechs Kunstbeilagen, darunter vier prachtvolle, von den ersten Künstlern des Auslandes gearbeitete Stahlstiche. Der halbjährige Preis aller drei Zeitschriften mit allen Kupfern, Stahlstichen, Lithographien, Musikalien, beweglichen Figuren, Puppen &c. ist mit portofreier Zusendung in alle Theile der Monarchie nur 5 fl. und in der Prachtausgabe (auf dem feinsten Papier und mit den ersten Kupferabdrücken) 6 fl. C. M. Pränumeration wird angenommen bei der k. k. Oberpostamt-Zeitungs-Expedition in Laibach und bei allen k. k. Oberpostämtern sämtlicher Oesterreichischen Provinzial-Hauptstädte. Wir empfehlen dieses ausgezeichnete Modejournal hiermit allen Freunden der Belletristik auf das Wärmste.

Fecht- und Voltigirkunst.

Wir machen alle Freunde der edlen Fechtkunst auf den ausgezeichneten Fechtkünstler, Herrn Stephan Mandic, aufmerksam, von dem man mit Recht sagen kann, daß er sowohl in der Fecht- als Voltigirkunst seines Gleichen sucht. Seine Lehrmethode beim Rapier- und Säbelfechten ist nach den berühmtesten akademischen Fechtmeistern eingerichtet, und er bei seiner bekannten außerordentlichen Gewandtheit in allen Theilen dieser Kunst im Stande, den Lernenden gegen ein sehr mäßiges Honorar in wenigen Monaten das beizubringen, was anderen Meistern kaum in Jahren zu gelingen pflegt. Das *Alfaccuz*-Fechten ist von den gewöhnlichen Lektionen ganz unterschieden, daher wird es in einer eigenen Anleitung beigebracht. Da das Voltigiren besonders jungen Leuten so sehr zur Beförderung des Wachsthumis, zur Stärkung und Ausbildung des Körpers dient, und bei der Aufmerksamkeit des Herrn Mandic, wie wir uns selbst überzeugten, keine Leibesbeschädigung zu befürchten ist, so können wir mit gutem Gewissen diesen wirklich geschickten Fecht- und Voltigirkünstler allen Eltern und Erziehern anempfehlen. Die Fecht- und Voltigirkunst finden in seinem dazu hergerichteten Lokale (Alter Markt, Haus Nro. 33, zu ebener Erde) Statt.

Auslesung der Mandeln in Nro. 103.

1. Wildbahn. 2. Strohdach.